

Insel Verlag

Leseprobe



Frühwald, Wolfgang
Goethes Ehe

Die Lebensgemeinschaft mit Christiane Vulpius
Mit Abbildungen

© Insel Verlag
Insel-Bücherei 1420
978-3-458-19420-0



WOLFGANG FRÜHWALD

Goethes Ehe

*Die Lebenspartnerschaft mit
Christiane Vulpius*



Insel Verlag

Insel-Bücherei Nr. 1420

© Insel Verlag Berlin 2016

Goethes Ehe





Abb. 1. Nach klassischem Muster stilisiertes Bleistift-und-Kreide-Porträt der Christiane Vulpius (1765-1816), gezeichnet von Goethe um 1788/89.

Christiane

Christiane Vulpius, seit 1806 Christiane von Goethe, wurde am 1. Juni 1765 in Weimar geboren. Sie selbst (und Goethe) feierte ihren Geburtstag stets irrtümlich am 6. August, wohl weil Christiane ihr Geburtsdatum mit dem »ihrer jüngeren Schwester Sophie Friederike Charlotte [geboren 1781] verwechselt hat«. Ihre Eltern waren der Fürstlich-Sächsische Amts-Kopist Johann Friedrich Vulpius und seine Frau Christine Margarethe, geborene Riehl, die ihre älteste Tochter am 3. Juni 1765 von dem Hofdiakon Gottschalg auf die Namen Johanna Christiana Sophia taufen ließen. Seit Juli 1788 war Christiane Vulpius als die Lebenspartnerin Goethes eine weit über ihren Geburtsort hinaus geschmähte und von der Weimarer Hofgesellschaft argwöhnisch beobachtete Frau. Ihre Herkunft aus der »Weimarischen Armut«, ihr schlechter Ruf als unehe-liche und daher ständig von Strafe und öffentlicher Ächtung bedrohte Mutter der fünf Kinder Goethes, von denen nur das älteste, August, überlebte, machten sie zum Objekt einer stets skandalbereiten Neugierde. Goethes »Gewissensehe« mit Christiane, eine lebenslange Bindung ohne Anerkennung durch den Landesherrn oder die kirchliche Autorität, wurde von der adeligen und der bürgerlichen Stadtgesellschaft Weimars als ein Konkubinat betrachtet und auch nach der formellen Eheschließung (am 19. Oktober 1806) weiterhin diffamiert. Zum Skandal von

Goethes zunächst illegitimer und dann legitimer, aber nicht standesgemäßer Partnerschaft in 28 Jahren seines Lebens mit der 16 Jahre jüngeren Christiane kamen viele Details, welche die Kluft zwischen der Weimarer Gesellschaft und Goethes Lebensführung bis zu Christianes Tod (am 6. Juni 1816) und selbst nach ihrem Tod noch offen gehalten haben. Berührungspunkte mit der Öffentlichkeit gab es viele. Zu ihnen gehörten Christianes offizieller Status als Goethes Haushälterin, aber auch als die resolute Verwalterin seines Besitzes und als seine ihm unentbehrliche Beraterin beim Umgang mit dem schwierigen und quirligen Theatervolk, für das Goethe seit 1791 als Intendant des Weimarer Hoftheaters zuständig war; doch gab es auch andere Beobachtungen, die mehr als ein Nase-rümpfen hervorriefen und öffentlich kolportiert wurden: Christianes selbstgelenkte, schnelle Kutsch- und Schlittenfahrten durch die engen Straßen der Stadt Weimar, ihre ungebremste Tanzlust auf Redouten, Masken- und Studentenbällen, der (in Weimar, Jena, Lauchstädt und den Kurorten der Zeit) viele Paare durchgetanzter Schuhe zum Opfer fielen, ihre Freude am Kartenspiel, ihre Weinkenntnis und ihre Trinkfestigkeit, die der Goethes in nichts nachstand. Und Goethe konnte »fürchterlich trinken«, wie Karl August Varnhagen von Ense und der Herzog Carl August, selbst kein Verächter guten Weines, bezeugten. Schließlich fiel auch Christianes Lust an gutem Essen auf, die wiederum dem Feinschmecker Goethe entgegen-

kam und ihre sowie Goethes viel verlachte Gewichtszunahme im Laufe der Jahre bedingte.

Die gegen die gültige Rechtsordnung verstoßende und gesellschaftlich missbilligte freie Ehe Goethes mit einer Partnerin aus einer verarmten Familie der Weimarer Mittelschicht stellte auch die Freundschaft des regierenden Weimarer Herzogs Carl August auf eine harte Probe. Dies vor allem, als im Frühjahr 1789 das Liebesverhältnis, das Goethe mit Christiane Vulpius eingegangen war und in dessen Folge Christianes erste uneheliche Schwangerschaft allgemein bekannt wurden. An diesem Verhältnis zerbrach im Juni 1789 die schon seit 1786 durch Goethes ersten Italienaufenthalt schwer erschütterte Freundschaft mit Charlotte von Stein. Von den ein ganzes Jahrzehnt mit ihm befreundeten Damen der Weimarer Hofgesellschaft, unter anderen von Charlotte von Stein, Caroline Herder und auch von Charlotte Schiller, ging (nach Oswald) nun eine Art von »Rufmordkampagne« gegen Goethe und Christiane aus. Sie beruhte zum Teil auf handfesten Kontroversen um Goethes mangelnde Fürsprache wegen Herders Gehaltsansprüchen, zum anderen auf Eifersucht, Standesdünkel und Prüderie. Gewiss, so bilanzierte (1999) Christoph Perels, war Charlotte von Steins Verzweiflung darüber echt, dass eine fast eineinhalb Jahrzehnte währende Freundschaft nunmehr (1789) endgültig zerbrach, »aber sie verzerrte auch das Bild Goethes und seiner Ge-



Abb 2. Leicht stilisiertes Bleistift-und-Feder-Porträt der Christiane Vulpius, gezeichnet von Goethe um 1789/90. Charakteristisch für Christiane ist die hervorgehobene Mundpartie.

liebten bis ins Denunziatorische. Eine erotische Eskapade hätte man Goethe wohl noch verziehen, eine uneheliche Lebensgemeinschaft auf Dauer aber nicht«.

Die Goethebiographen des 19. und gelegentlich noch die des 20. Jahrhunderts sind solchen Verzerrungen im Für und Wider und im kaum möglichen Vergleich zweier wesensverschiedener Frauen in Goethes Nähe (Charlotte von Stein und Christiane Vulpius) fast lustvoll gefolgt. Erst durch Hans Gerhard Gräfs kommentierte zweibändige Edition von *Goethes Briefwechsel mit seiner Frau* (1916), der wir die erste, vollständige Entzifferung der »orthographischen Kakophonie« der eigenhändigen (nicht nur die der später diktierten) Briefe Christianes zu verdanken haben, hat sich das Bild von Goethes Lebenspartnerin gewandelt. Zwar hat Klara Hofer noch in den zwanziger Jahren des letzten Jahrhunderts in einem mehrfach aufgelegten, romanhaften Vergleich zwischen Charlotte von Stein und Christiane Vulpius (*Goethes Ehe*, 1920) alle Klischees wiederholt, die gegen Goethes Frau im Umlauf waren (und ist dabei auch vor rassistischen Bemerkungen nicht zurückgeschreckt), doch hat sich spätestens mit Ernst Beutlers Essay *Christiane* aus dem Jahr 1941 das Bild einer des Schreibens und des Lesens wenig kundigen, an Poesie (auch an der ihres Mannes) kaum interessierten, aber zugleich einer bescheidenen, treuen, lebensfrohen und in allen Lebenslagen ungemein couragiert handelnden

Frau festgesetzt. Sigrid Damm hat es (1998) mit einer breit angelegten Aktenrecherche nochmals befestigt. Heute herrscht in neueren Goethe-Studien dieses Bild Christianes vor. Auch dort, wo bisher unbekannte Strukturen in Goethes Leben und Werk entdeckt wurden, begegnet es: etwa in Gustav Seibts auf sorgfältigen Quellenstudien beruhender Darstellung der Begegnung zwischen *Goethe und Napoleon* (2008), worin der Kaiser der Franzosen als »habituell, ja strukturell friedensunfähig« gekennzeichnet wurde, in Albrecht Schönes philologisch ebenso wie erzählerisch bewundernswerter Studie über den *Briefschreiber Goethe* (2015) oder in Stephan Oswalds erster umfassender Darstellung *Früchte einer großen Stadt – Goethes »Venezianische Epigramme«* (2014).

Der Tod Christianes, kurz nach ihrem 51. Geburtstag, war auch ein Wendepunkt in Goethes Leben. Nach Christianes Tod, schrieb Beutler, sei Goethe »der alte Goethe und der einsame« gewesen. »An ihrer Seite [sei] auch sein Dasein Natur gewesen. Jetzt wurde es Repräsentation.« Selbst Charlotte von Stein, die dies lange nicht hatte wahrhaben wollen, erkannte eines Tages (1808) mit Erstaunen, wie sehr Goethe dieses »Kreatürchen« geliebt habe.

Christianes Briefe: Schriftbild und Persönlichkeit

Da Christiane so geschrieben, wie sie mit Thüringer Dialekt gesprochen hat, bedurfte es erheblicher Einfühlungskünste, um ihren überlieferten eigenhändigen Brieffexten Verständlichkeit abzugewinnen. Oft musste selbst Goethe die an ihn gerichteten Briefe mehrfach lesen, um sie zu enträtseln; sie blieben ihm trotzdem passagenweise unverständlich. Zu den Mühen der Entzifferung, die hauptsächlich durch die wirre Orthographie, nicht durch Satzbau oder Inhalt der Briefe Christianes entstanden sind, schrieb Hans Gerhard Gräf:

»Es finden sich Wörter, bei denen man den Eindruck hat, als habe die Schreibende, ungeduldig vorwärts zu kommen, in ihrer Ratlosigkeit die Buchstaben auf gut Glück nur so hingeschüttet. Besonders ist dies der Fall bei den aus Lauchstädt geschriebenen Briefen, wenn Christiane nach vielstündigem Tanz, etwa des Morgens halb 3 Uhr vom Ball heimkehrend, noch zur Feder greift, um dem ›liebsten Schatz‹ die erlebte Freude recht frisch zu schildern. Das dann entstandene kakographische Chaos von Buchstaben glücklich zu entwirren, gibt es nur ein Mittel: sich die Worte so lange laut vorzulesen, bis das Ohr allmählich Sinn und Bedeutung herausahnt.«

86

folgt noch das Gold ist sehr 10 Thaler
hinter sich zurück geblieben weil der
Fabrizio der Hofmeister von Linné
gerat ~~war~~ möglich und unser Hofmeister
die Mühle in das Land 177 bis 15
Tafel haben will ist sehr ob nicht ganz
spät und wir können auch das mit der Zeit
als wir die stornieren.

ist möglich die das der Hofmeister von Linné
Bekanntes bei der vier Köpfe mit
und die die alle Laster und Forderungen
hinter zum Gedicht mit Linné
hab das in besetzt hat
Vier Jahre nach werden stehen

Abb. 3. Faksimile der letzten Seite des Briefes von Christiane
Vulpius an Goethe vom 21. und 22. Februar 1797.

Der Bildungshochmut des Bürgertums hat über mehr als hundert Jahre hinweg die Mühen Christianes, der Schrift Herr zu werden, nahezu ausschließlich mangelnder Schulbildung zugerechnet; nur wenige Leserinnen und Leser haben sich auf die Seite von Goethes Mutter geschlagen, die diese Mühen als Zeichen von Mut und Natürlichkeit verstanden und die Christiane ermuntert hat, es »trotzdem« immer wieder zu versuchen, bis mit dem Diktat der Briefe an vertraute Hausgenossen eine Lösung des Problems von Schrift und Verständlichkeit gefunden war. Selbst Bettine Brentano will am 5. März 1808 in einem Brief an Goethe geschrieben haben: »Gelt', ich mach's gerade wie dein Liebchen, schreibe, kritzele, mach' Tintenkleckse und Orthographiefehler, und denk', es schadet nichts, weil er weiß, daß ich ihn liebe [...].« Diese Stelle aus Bettines Buch *Goethes Briefwechsel mit einem Kinde* (1835) hat in den erhaltenen originalen Briefen Bettines an Goethe – soweit ich sehe – keine Entsprechung und ist deshalb nicht ohne einen spöttischen Unterton noch Jahre nach Christianes und Goethes Tod auch ein Hinweis auf die seit Ende des 18. Jahrhunderts diskutierte »Kakographie« von Goethes Frau.

Am 23. März 1807 reiste Christiane, seit einem halben Jahr nun auch offiziell Frau von Goethe, nach Frankfurt zu Goethes Mutter, der legendären »Frau Rat«, der sie nur 1797 einmal für wenige Tage persönlich begegnet war.

August, ihr Sohn, begleitete die Mutter »zu Pferde bis Erfurt«. Am 12. April kehrte sie von Frankfurt wieder nach Weimar zurück. Am 17. April dieses Jahres berichtete die Frau Rat ihrem Sohn über den Besuch mit Worten, die in völligem Gegensatz zu dem Klatsch standen, der in Weimar über Christiane im Umlauf war. Das von Vorurteilen geprägte Bild Christianes in Weimar stand in Gegensatz zu dem aus persönlicher Bekanntschaft gespeisten Frankfurter Bild. »Ja wir waren sehr vergnügt und glücklich beyeinander! Du kanst Gott dancken!«, schrieb die Frau Rat an ihren Sohn über seine Frau:

»So ein Liebes – herrliches unverdorbenes Gottes Geschöpf findet man sehr selten – wie beruhigt bin ich jetzt/: da ich Sie genau kenne:/ über *alles*, was dich angeht – und was mir unaussprechlich wohl that, war daß alle Menschen – alle meine Bekandten Sie liebten – es war eine solche Hertzlichkeit unter ihnen – die nach 10jähriger Bekandtschaft nicht inniger hätte seyn können – mit einem Wort es war ein glücklicher Gedanke Sich mir und allen meinen Freunden zu zeigen *alle* vereinigen sich mit mir dich glücklich zu preißen – und wünschen Euch Leben – Gesundheit – und alles gute was Euch vergnügt und froh machen kan Amen.«

In dem langen Brief von Goethes Mutter an ihre Schwiegertochter (vom 16. Mai 1807), den die Frau Rat für einen »wohlstilisierten Brief« gehalten hat und für dessen Niederschrift sie zwei Federn verbrauchte, berichtete sie, gleichsam als Vertrauensbeweis, von allen ihren nun vergangenen Sorgen und den kleinen Unarten, die sie selbst zum Briefschreiben brauchte. Da sie sich »den [Schnupf-] Taback wieder [habe] angewöhnen müssen – derselbe seine Würckung besonders im fließenstiel [der fließenden Schreibschrift] vortreflich thut«, so nehme sie hin und wieder beim Schreiben eine Prise Schnupftabak: »[...] ohne ein prißgen Taback waren meine Briefe wie Stroh – wie Frachtbriefe – aber Jetz! Das geht wie geschmirt.« Und da sie schon einmal bei Bekenntnissen war, fügte sie dem Brief noch eine Nachschrift an: »Daß das Bustawiren und gerade Schreiben nicht zu meinen sonstigen Talenten gehört – müßt Ihr verzeihen – der Fehler lage am Schulmeister.« Christiane, die sich der eigenen mangelnden Schreibfähigkeit völlig bewusst war und Goethe schon am 7. Juni 1793 gebeten hatte, sie bei seiner Mutter wegen ihrer Fehlschreibungen zu entschuldigen, hat vermutlich den Trost, der in diesem Bekenntnis der Schwiegermutter für sie enthalten war, sogleich verstanden.

Eine kleine Auswahl auffälliger Eigentümlichkeiten von Christianes Schreibweise hat Gräf in einer Anmerkung zur Einführung in seine Edition des Briefwechsels zwi-



Abb. 4. Catharina Elisabeth Goethe (1731-1808), die legendäre »Frau Rat« oder »Frau Aja«, Goethes Mutter und Christianes treu behilfliche Schwiegermutter. Silhouette vermutlich nach dem Umzug der Frau Rat im Juni 1795 in die Wohnung »Auf dem Roßmarkt im Goldenen Brunnen« mit Blick auf die Frankfurter Hauptwache, die Zeil und die Bockenheimer Straße.

schen Goethe und Christiane zusammengestellt, an manchen Übertragungen – weniger ins Hochdeutsche, als ins Verständliche – ist aber auch dieser sorgfältige Philologe gescheitert. Christiane schrieb zum Beispiel *Arckam* für Organ, *nückse* für Nixe, *Schäsischer* für Sächsischer, *Grü-dick* für Kritik, *dies kaste* für Tischkasten, *Efijenige* für Iphigenie, *konsdannigen* für Kastanien, *Ecks Sembelar* für Exemplar, *bediene* für Bettine, *Biebeldäck* für Bibliothek, *einsiegeliebter* für einzig Geliebter, *Adiege* für Adieu, *für bar* statt vier Paar, *lindratdur* statt Literatur, *Gebrurzdas geseken* statt Geburtstagsgeschenk etc.; und sie erfand viele ähnliche Gebilde, die ihre befremdliche Wirkung auf die des Schreibens, vielleicht sogar des verständlichen Schreibens, kundigen Zeitgenossen erklären. Im Grunde haben nur Goethes Mutter, die selbst mit Orthographie und Satzbau auf Kriegsfuß stand, und wenige nahe Freunde in Weimar und Frankfurt das Schriftbild der Briefe Christianes als Ausdruck von Temperament, Mut und Natürlichkeit statt nur von mangelnder Schulbildung bewertet. Selbst wer bedenkt, dass Schiller ein württembergisches Schwäbisch, Goethe Frankfurter Stadtdialekt gesprochen hat – beide Dialektfärbungen hat Thomas Mann, zur Freude seiner Kinder, beim Vorlesen genial imitiert –, wird die wildwüchsige Privatorthographie der Christiane Vulpius für ihr geringes Ansehen in der Stadt ihrer Geburt mitverantwortlich machen. Wenn nämlich im Diskurs der Aufklärung Tugend, zumal die der Frauen, über

Bildung definiert wird, so ist zu verstehen, warum die tonangebenden Gesellschaftsschichten im Weimar der Goethezeit den guten Ruf Christianes als einer treuen Ehefrau wegen ihrer krausen Schreibweise in Frage stellten. Goethe verteidigte seine Frau als ein »Naturwesen« gegen das rationalistische Vorurteil des Bildungsmilieus seiner Zeit; dass sie schrieb, wie sie sprach, war Signum ihrer unverbildeten Lebens- und Liebesfähigkeit. »[L]eb wohl und behalt lieb«, unterschrieb Christiane den Brief vom 21./22. Februar 1797 an Goethe, »Dein glein nes nadur Wessen.« Auch der moderne Leser kann das Bild, das sich ihm aus den Originalen von Christianes Briefen ergibt, nur schwer verdrängen, denn aus dem Schriftbild entsteht zwangsläufig ein falsches, weil halbkomisches und von den unendlichen Mühen der Schreiberin zeugendes Persönlichkeitsbild. Mit Christianes und Goethes Lebenswirklichkeit hat dieses Bild nichts zu tun. Eingesponnen in die Wirklichkeit »herzlicher Sprache« ist ein Gedicht mehr als ein Schriftstück, ein auch schwer zu entziffernder Brief mehr als eine Mitteilung, ein Epigramm oftmals ein Kuss:

»Ein Epigramm sei zu kurz, mir etwas herzlichs
zu sagen?

Wie, mein Geliebter, ist denn nicht noch viel
kürzer der Kuß?«